Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Der komfortable Schützengraben.

„Entdeckt".

Die lähmende Wirkung des Stillliegens im feindlichen Feuer.

Westlicher Kriegsschauplatz. Vor L., 27. Dezember. Vor uns liegt der Ort L.... Unsere Batterie steht in einem verlassenen Schützengraben. Als wir einzogen, hatte man uns den Aufenthalt mit Recht gerühmt: luxuriös eingerichtete Unterstände, absolute Ruhe (es gäbe nur von S. zu Zeit mal ein bischen Infanteriefeuer oder eine verirrte französische Granate). Na, wir waren von Dixmuiden her nicht verwöhnt, und wir fanden die Unterstände mit den schönen Tischen, Schränken, den Sesseln und besonders den entzückenden Oefen ganz komfortabel und dankten unseren Vorgängern, daß sie alles so hübsch dagelassen hatten.

Am ersten Abend ging es gut. Es war neblig, die französischen Batterien schwiegen und auch die Infanterie betrug sich einigermaßen gesittet. Wir schliefen die erste Nacht vorzüglich, und am nächsten Morgen mußte das dritte Geschütz sogar ein ganz gehöriges Kasernendonnerwetter über sich ergehen lassen, weil um 9 Uhr früh noch alles im Stroh lag.

Damit nahm die Vorstellung ihren Anfang. Um 10 Uhr wußten wir uns bereits von einer feindlichen Batterie entdeckt, und zwar war es eine jener französischen Motorbatterien, die uns von Dixmuiden her schon bekannt waren. Wir konnten ganz genau verfolgen, wie sie sich auf unseren Schützengraben einschießen, und es ist uns unmöglich, sie aufzufinden. Um Mittag bekommen wir den ersten Segen. Sssüt rraxx! machen die Granaten. Sssüt rraxx! Eine gewaltige Säule von braunen, schweren Ackererde spritzt auf, die Uhr in unserem Unterstand schlägt und bleibt stehen durch die Erschütterung. Alles wankt. Die trockene Erde fällt von den Wänden, und wir sitzen ganz still da, geduckt und warten, warten auf die Granate, die uns in unserem Erdloch zerschmettern wird. Diesmal kommt sie nicht. Die Motorbatterie feuert fünf Schuß ab, dann ist es wieder still. Eine Stunde später, präzise um 12 Uhr, geht es wieder los. Wieder sitzen wir wie gelähmt da. Eine Cigarre, die auf dem Tisch liegt, brennt ein Loch in einen Handschuh. Niemand nimmt sie weg.

Wenn es vorbei ist, überkommt einen eine furchtbare Müdigkeit. Die Unterhaltung stockt. Einer steht auf, wankt nach dem Strohlager, dreht sich noch um und flüstert „Weckt mich".

Wir dürfen nicht schießen. Das ist Befehl vom Abtheilungsstab, der seine guten Gründe hat. Wenn wir in Gegenwehr sterben könnten, alles wäre gut. Wir wären lustig und frisch, aber so dasitzen und auf seine Bestimmung zu warten, wie ein Thier, das ist das Schlimmste. Den ganzen Tag bis zur Dunkelheit kommen pünktlich alle Stunde die fünf Granaten, suchen ihr Ziel: uns und unsere vier Geschütze, und niemals fehlen mehr als zehn bis zwanzig Meter am Zielpunkt. Um 6 Uhr Nachmittags ist es stockfinster. Das feindliche Feuer fällt aus, um 7 Uhr auch.

Wir erholen uns rasch. Speck, trockenes Brot, dünner Kaffee und — eine kleine Rebhuhnpastete, die eine ganz besonders bedachte Mama ihrem Sohn geschickt hatte, sind unser Abendbrot. Und dann zu Bett mit der Ahnung, daß es mit der Morgendämerung wieder losgehen wird.

Um 5 Uhr früh kommt telegraphisch die Meldung: „Alles fertig machen zum Feuern! — Die Mannschaften an die Geschütze. — Entfernung 2100 Meter. — Granatbrennzünder." Das Ziel ist am Abend vorher schon festgelegt worden. — Wir hören das Rauschen eines heftigen Infanteriefeuers. Es ist stockfinster.

„Eine Gruppe." — Unsere Granaten singen über die Ebene dem Ziel entgegen. Vom Beobachtungspunkt kommt telephonisch: „Der Schuß lag gut — Gruppenfeuer, alle zehn Sekunden ein Schuß. Jedes Geschütz steigert seine Entfernung bis auf 2200 Meter." — Und jetzt geht es los! Schlag auf Schlag. Wir werden vor Anstrengung heiß, der Schweiß mischt sich mit dem Regen, der gerade einsetzt.

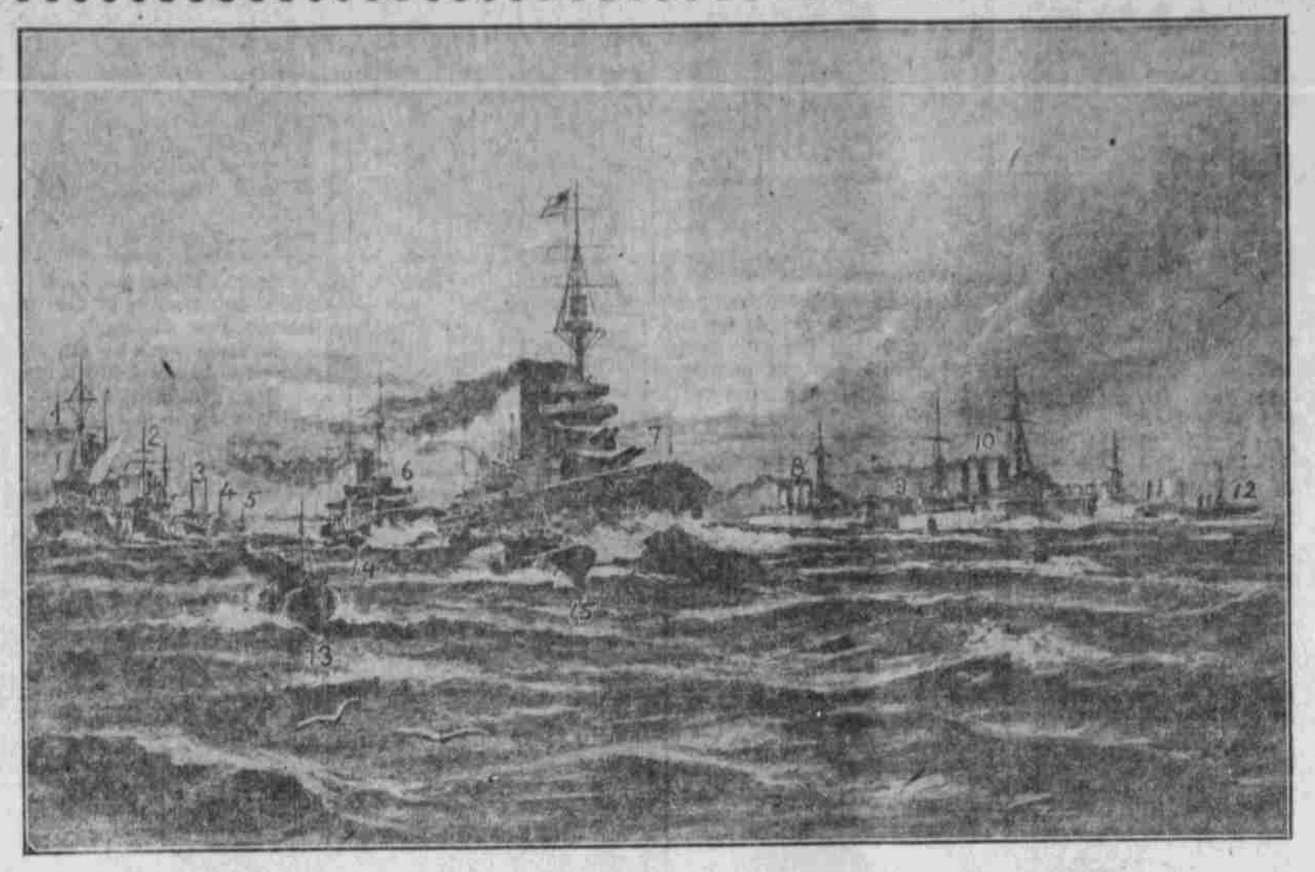
Jetzt fängt die Motorbatterie an zu arbeiten. Rax! macht die erste Granate. Die zweite hat uns gefaßt. Wir sind von einem Flammenmeer umgeben. Es saust, kracht, heult, flinkt, blitzt, als ob wir im Krater eines Vulkans säßen. Wir sind mit einer Erdkruste bedeckt. Jetzt, Gott sei Dank, machen sie eine kleine Pause.

„2775!" kommandirte ich. Der Richtkanonier sitzt vornübergebeugt. „Fischer!" rufe ich, ich will ihn anfahren, da rutscht der Körper vom Sitz, klemmt sich zwischen Sitz und Richtmaschine und bleibt hängen. — Granatsplitter in die Stirn. Ihn hat's getroffen, uns allen gegolten. Wir heben den Körper aus seiner Stellung, legen ihn beiseite, der fünfte Kanonier nimmt den Richtsitz ein und es wird weiter geschossen; ruhig geschossen. Im Geist sehen wir, wie unsere Granaten in die feindliche Infanterie fahren.

„Haalt — Feuerpause!" — kommt das Kommando. Das Infanteriefeuer hat aufgehört. Die feindliche Batterie schweigt. Wir kriechen in unsere Unterstände zurück. Einer nur bleibt oben. Sein „Eisernes Kreuz", vor wenigen Tagen erworben, liegt vor uns auf dem Tisch neben der Erkennungsmarke und dem Brustbeutel.

Den Vormittag über schwieg die feindliche Batterie, am Nachmittag schlug ein Geschoß in unseren Unterstand, und zu dem Todten kam noch ein lieber alter Kerl, der Munitionskanonier an meinem Geschütz war. Wir legten beide in ein Grab.

Die Nacht hindurch regnete es und in der Früh regnete es noch immer. Mittags standen wir bis zum Bauch im Wasser und feuerten. Nachmittags brachen unsere Unterstände ein — wir haben nichts gerettet, als den Telephonapparat, die Karabiner und die Mäntel. Jetzt sitzen wir, naß wie die Katzen, in dem Kartoffelkeller eines Gehöfts. Unsere Ablösung, ein Regiment, das frisch aus der Heimath kommt, mit wundervollen neuen feldgrauen Uniformen und gelben Stiefeln, ist eben eingerückt.



Englands todte Flotte. Gezeichnet von Kapitän Paul Teschinsky.

Während die englische Presse voll Genugthuung über den ruhmlosen Seesieg bei den Falklands-Inseln berichtet, den 43 feindliche Kriegsschiffe über die heldenmüthigen ostasiatischen Kreuzer errangen, erscheint es uns angezeigt, das einst seebeherrschende Albion daran zu erinnern, daß just dieses Kreuzergeschwader im Verein mit der „Emden" durch den Seesieg von Santa Maria den Glauben an die englische Seeherrschaft vernichtet hat und daß trotz der ängstlichen Behütung der englischen Flotte bis jetzt 18 Kriegsschiffe der wagemuthigen deutschen Flotte zum Opfer fielen. Unser Bild zeigt die vernichteten englischen Kriegsschiffe: 1. Panzerkreuzer „Monmouth" 9950 Tonnen. 2. Panzerkreuzer „Good Hope" 14,300 T. 3. Panzerkreuzer „Hogue" 12,200 T. 4. Panzerkreuzer „Abukir" 12,200 T. 5. Panzerkreuzer „Cressy" 12,200 T. 6. Linienschiff „Bulwark" 15,250 T. 7. Linienschiff „Audacious" 27,000 T. 8.—12. die fünf Kreuzer „Pathfinder" 3000 T., „Hawke" (im Hintergrund) 7820 T., „Hermes" 5700 T., „Amphion" 3500 T. und „Pegasus" 2200 T. 13., 14. und 15. die Minenschiffe „Niger", „Speedy" und „Dryad". Im Vordergrund rechts die Unterseeboote: E3, A E1 und D5. Insgesammt hat die englische Flotte bisher einen Verlust von 118,640 Tonnen zu verzeichnen. Hierzu treten noch die Verluste von Torpedobooten, Zerstörern und Hilfskreuzern, ferner die noch nicht genau bekannten Verluste in der Seeschlacht bei den Falklands-Inseln und vermuthlich auch einige weitere, die die englische Admiralität nach bekanntem Muster bisher zu vertuschen verstanden hat. Außerdem haben die trefflichen deutschen Hilfskreuzer der englischen Handelsflotte einen enormen Schaden zugefügt. (In dieser Skizze, die Mitte Dezember angefertigt wurde, fehlt das inzwischen torpedirte britische Linienschiff „Formidable", ein Schwerstersterschiff der „Bulwark".)

Des Reichskanzlers Eisernes Kreuz.

Die „Frankfurter Zeitung" meldet aus Berlin: Der Kaiser hat dem Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg nach der Rückkehr von der Ostfront und nach der Reichstagssitzung das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen.

* * *

Das Weißbrod.

Ein Verbot der Nachmittags-Weißbrodbäckerei hat die Bäcker-Innung Schöneberg beim Minister für Handel und Gewerbe beantragt. Es soll hierdurch eine Ersparnis am Weizenmehl herbeigeführt werden. Die Vorstände der anderen Berliner Bäcker-Innungen sind im Auftrage des Ministers hierüber gutachtlich gehört worden. Fast durchweg haben sie sich gegen eine solche Maßnahme ausgesprochen, da dann der Kleinbetrieb schwer oder gar nicht konkurrenzfähig bleiben könnte. Es scheint demnach, als ob der Wunsch der Schöneberger Bäcker-Innung keine Aussicht auf Erfüllung hat.

* * *

Antisemitische Hetzereien.

Während alle anderen Parteirichtungen ihr Verhalten dem allgemeinen „Burgfrieden" anzupassen suchen, setzt ein Theil der antisemitischen Presse ihr Handwerk ungestört fort. So wird das „Berl. Tagbl." aus seinem Leserkreis auf die in Dresden erscheinende „Deutsche Wacht" vom 13. Dezember aufmerksam gemacht, in dem zu dem Thema „Armeelieferungen" gesagt wird, daß „der Jude es ist, der grinsend dabei steht und sein Geschäftchen macht". In berechtigter Entrüstung schreibt der Einsender dazu: „Ich stehe im 62. Jahre und bin schon seit August freiwillig zur Ausbildung der Rekruten nach L. zum ... Regiment gegangen und jetzt nach B. versetzt. Vier Söhne von mir sind zur Fahne gerufen, der jüngste ist als Flieger in Döberitz tödtlich abgestürzt, der dritte Sohn verwundet und in englischer Gefangenschaft, die beiden ältesten stehen als Feldwebel in Belgien. Tausende von Juden stehen im Felde, Hunderte haben das Eiserne Kreuz erhalten. Alle Juden wetteifern darin, ihr Möglichstes für das Vaterland zu thun; und dann soll man sich in solcher Weise kränken lassen?"

* * *

Französischer Oberleutnant verurtheilt.

Der französische Oberleutnant Quentin, der aus dem Gefangenenlager bei Halle in Briefen an seine Angehörigen deutsche Offiziere leichtfertig beschuldigte, ihn beim Umwechseln französischen Geldes betrogen zu haben, wurde vom Kriegsgericht wegen Beleidigung zu sechs Monaten Gefängnis verurtheilt. Der Angeklagte hat die That zugestanden.

Sonderbare Verwundetenstatistik.

Clemenceau's Blatt „L'Homme enchaine" wirft dem Sanitätsdienst der französischen Armee vor, daß er in kurzer Frist zwei abweichende Statistiken über die Heilerfolge, die Todesfälle und die Weiterbehandlung bei den französischen Verwundeten veröffentlicht habe. Beide Statistiken beträfen den gleichen Zeitraum vom 15. bis 30. November. Die Zusammenzählung der Prozentziffern ergebe nicht hundert, sondern in der einen Liste weniger, in der anderen mehr als hundert. Das Blatt fragt weiter, warum die Verlustziffern der ersten sechs Kriegswochen verheimlicht werden.

* * *

Woyrsch am Siegesdenkmal.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß der verdienstvolle Führer der schlesischen Landwehr, Generaloberst v. Woyrsch, dem die Provinz Schlesien für die glückliche Abwehr des Russeneinfalls ein Danktelegramm gesandt hat, bereits in Berlin an einem Denkmal verewigt worden ist, und zwar an der Siegessäule auf dem Königsplatz. Dort stellt das eine Relief in Erinnerung an den Krieg von 1866 eine Kampfszene aus der Schlacht von Königgrätz dar. Der schwerverwundete Leutnant des 1. Garderegiments zu Fuß auf diesem Relief ist der Prinz Anton von Hohenzollern. Der junge Unteroffizier, der ihn schützend in seine Arme nimmt, ist der damalige 17jährige Fahnenjunker-Unteroffizier v. Woyrsch, der heutige Generaloberst. Prinz Anton von Hohenzollern, der von vier Kugeln getroffen war, starb wenige Tage nach der Schlacht infolge der schweren Verwundung.

* * *

Freundeswunsch aus Spanien.

Eine Madrider Dame, die davon gehört hatte, daß ein Verwandter eines Freundes bei den Kämpfen in Flandern sein junges Leben hat lassen müssen, schreibt: Ich bedaure unendlich den Verlust und bitte, Don Federico meine herzlichste Theilnahme auszusprechen, nicht nur, weil es sich um ein liebes Familienglied handelt, sondern auch weil dieses einem Heere angehörte, das meine ganze Sympathie besitzt und dem ich den vollen Sieg wünsche, denn als gute Spanierin, die ich bin, habe ich die feste Ueberzeugung, daß die Deutschen die einzigen sind, die sich Spanien gegenüber stets anständig benehmen werden.

* * *

Führer der „Schwarzen Hundert".

Der Fähnrich Golubew, der Präsident des berüchtigten Verbandes der echtrussischen Leute in Kiew, ist auf dem Kriegsschauplatz gefallen. Golubew hatte bis zuletzt großen Einfluß ausgeübt. Er veranstaltete an der Spitze reaktionärer Akademiker, die durch beträchtliche Zuzüge von „Huligans" verstärkt wurden, große Straßenexcesse unter patriotischer Flagge und trat bei allen reaktionären Treibereien als einer der schlimmsten Hetzer hervor.

* * *

Der englische Pöbel.

Der frühere deutsche Konsul Ahlers ist auf Veranlassung der Home Office am 21. Dezember auf freien Fuß gesetzt worden. Als die Kunde von der Freilassung des Konsuls Ahlers in Sunderland bekannt wurde, zogen zweitausend Personen, zum größten Theil raufluftiger Pöbel, vor die von Deutschen geführten Schlächtereien und zertrümmerten die Einrichtungen. Die Polizei schritt nicht ein; keine einzige Verhaftung wurde vorgenommen.

Ehrenfriedhof für die Gefallenen.

Die feierliche Einweihung des von der Stadt Duisburg errichteten Ehrenfriedhofes fand im Beisein der Spitzen der Stadtbehörde, des Offizierskorps, des Kriegerverbandes und der zur Zeit dort weilenden verwundeten Krieger statt. Oberbürgermeister Dr. Jarres hielt eine Ansprache, in der er erwähnte, daß die Stadt Duisburg die erste gewesen sei, die die Anlage eines Ehrenfriedhofes beschlossen habe. Leider sei es nicht möglich gewesen, den Gefallenen dieses Krieges die letzte Ruhestätte neben den Kämpfern des letzten großen Krieges in den Soldatengräbern auf dem alten Friedhofe zu bereiten, weshalb man einen würdigen stillen Platz im Walde gewählt habe. Bis heute haben dort 45 Krieger, darunter 5 aus der Stadt ihr Ehrengrab gefunden.

* * *

Vaterländische Gesangvereinigung.

In Frankfurt am Main hat sich unter dem Namen „Ehren-Feld" eine Gesangvereinigung gebildet, die sich zur Aufgabe macht, den verstorbenen Kriegern eine würdige Bestattung auf dem Soldatenfriedhof zu theil werden zu lassen. Ohne Unterschied der Konfession und Nation will dieser vaterländische Gesangverein allen Soldaten, die in einem Frankfurter Lazarett sterben oder dort bestattet werden, am Grabe ein Trauerlied singen und als letzten Gruß auch eine Kranzspende niederlegen. Weiter soll nach Möglichkeit den Hinterbliebenen von der Bestattung Nachricht gegeben werden.

* * *

Landesverräther als Spitzel.

Das Pariser „Journal" meldet: Ministerpräsident Viviani hat Metterle, Weill, Langel, Helmer und Blumenthal damit beauftragt, festzustellen, welche von den in Frankreich befindlichen Elsaß-Lothringern echte Elsaß-Lothringer und welche Reichsdeutsche sind. (Was Viviani von den fünf Ueberläufern fordert, ist eine Art Spitzeldienst. Der französische Ministerpräsident hat die Fünf nicht gerade sehr zart, aber sehr richtig behandelt, indem er ihnen die unehrenhafteste, schmutzigste Arbeit übertrug. D. Red.)

* * *

Russische „Kriegführung".

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt über russische Kriegführung: Den deutschen Behörden liegen umfangreiche Nachweisungen von Gegenständen vor, die bei russischen Gefangenen in den Gefangenenlagern entdeckt und offenbar von den Russen auf deutschem Gebiet geraubt worden sind. Die Verzeichnisse dieser Gegenstände, unter denen sich in großer Zahl Werthsachen befinden, geben einen Beleg dafür, wie die russischen Truppen zum Theil auf deutschem Boden gehaust haben. Dabei stellen die vorgefundenen Stücke zweifellos den bei weitem geringsten Theil des im Ganzen entwendeten Gutes dar.

* * *

Englischer Spion in Potsdam.

Am Abend des 21. Dezember, in der siebenten Stunde, machte sich in den Straßen von Potsdam ein Herr bemerkbar, der preußische Offiziersuniform trug. Man merkte dem Betreffenden an, daß etwas an seiner Uniform nicht in Richtigkeit war. Als er sah, daß er verfolgt wurde, lief er die Heiligegeiststraße zur Kirche hinunter, von vier Soldaten verfolgt. Unweit der Kirche sprang der Verfolgte in's Wasser. Er wurde von den Soldaten herausgezogen und in das Arrestlokal der Garde-du-Corps-Kaserne gebracht. Es soll sich um einen englischen Spion handeln.

Im Hospital der Amerikaner.

Sternenbanner in Meidling.

Ein Musterinstitut, das höchstes Lob verdient.

In der Nähe eines einfachen, wenig gekannten Dentsteins, der einem Kriegssänger und Kriegsgefallenen — Theodor Körner — errichtet wurde, weit draußen an der Peripherie der Stadt Wien, in Meidling, hängt über dem Thor einer großen, schönen, neuen Schule — die amerikanische Flagge. Hier ist das sogenannte Amerikanerspital. Kurz nach Ausbruch des Krieges hatte die amerikanische Zentralstelle des Rothen Kreuzes in Washington die menschenfreundliche Idee, ein Schiff der Hamburg-Amerika Linie mit Verbandstoffen aller Art vollzufüllen und nebst einer Anzahl von Aerzten und geschulten Pflegerinnen nach Europa zu senden. Sie wollten Hülfe bringen; wo und wem kam für sie nicht in Betracht. Nach Wien wurden drei Aerzte und 13 Krankenschwestern geschickt, die jetzt Tag und Nacht mit nie endender Arbeitsfreude sich der Pflege der Verwundeten widmen. Der Chefarzt dieser Mission ist Dr. Cary A. Snodds, ein Arzt reicher Erfahrung, denn er war für das Rothe Kreuz schon in Japan mehrere Jahre thätig gewesen und hatte auch im Spanisch-amerikanischen Kriege mitgeholfen, die Cholera zu bekämpfen. Ihm zur Seite stehen zwei jüngere Aerzte, Dr. Benton und Dr. Denison, und unter der Aufsicht der Oberschwester Lydia ein Dutzend American Girls, die Schwestern Ella, Anna, Genoveva, Bertha, Cynthia, Margaret, Elisabeth, Marie und Lulubell. Der Verkehr der Amerikaner mit den Verwundeten und der Pflegemannschaft wird durch freiwillige und unfreiwillige Dolmetscher vermittelt; doch haben die ausländischen Helfer schon manchen Brocken der Landessprachen aufgegriffen, und sie sind zum großen Gaudium der Patienten heute bereits imstande, frühmorgens bei der Visite Fragen zu stellen, wie „Jak se mate?" oder „Hogyvan?", „Lepsi?", „Mate moc bolesti?" oder zu sagen: „Seigen Sie Ihre Sunge!" Die Patienten, für jedes Wort in ihrer Muttersprache auf's Tiefste dankbar, sind freudig überrascht und beginnen nun, in einem Wortschwall ihr Herz auszuschütten — aber lachend und bedauernd muß jetzt der amerikanische Arzt abwehren und erklären: „Nerozumi." Die Pflegerinnen, die übrigens in ihrer freien Zeit deutsche Lektionen nehmen, haben es in dieser Beziehung leichter; denn die Sprache ihrer sanften Hände, ihrer fröhlichen Blicke, ihrer mütterlichen Fürsorge äußert sich so klar, daß sie ebenso vom armen rumänischen Bauernburschen verstanden wird, der mit erfrorenen Füßen und einem durchschossenen Arm hier liegt, wie von dem Ruthenen, der infolge seiner durch einen Streifschuß verletzten Oberlippe momentan der Sprache beraubt ist, ebenso vom Ungarn wie vom Wjener, vom Slowaken wie vom Czechen.

Die Schande Englands.

Der nackte Flieger.

Das Protokoll des Kriegsfreiwilligen Erich Callies in Leipzig.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Presse, ein englischer Flieger habe einen kriegsgefangenen deutschen Soldaten gezwungen, nackend sein Flugzeug zu besteigen und mit ihm über die deutschen Stellungen zu fliegen, die er dem Engländer verrathen sollte. Die eidliche Vernehmung dieses Mannes hat nun zwar ergeben, daß er nicht nackend fliegen mußte, sondern nur gezwungen wurde, vor der Abfahrt seinen Rock auszuziehen. Diese Frage ist aber von untergeordneter Bedeutung angesichts der hier zutage getretenen sonstigen Handlungsweise der Engländer. Der unglückliche Flieger „wider Willen" ist der Kriegsfreiwillige Erich Callies, zurzeit in einem Lazarett in Leipzig-Plagwitz. Wir lassen ihn selbst seine Erlebnisse schildern, indem wir wörtlich das gerichtliche Protokoll wiedergeben.

Leipzig-Plagwitz, 28. Nov. 1914.

An einem Abend zwischen 9 und 10 Uhr wurde ich in der Gegend zwischen Merkem und Nachtigall (Belgien) von einer englischen Vorpostenabtheilung gefangen genommen. Das Datum kann ich nicht mehr genau angeben. Es war, glaube ich, Ende Oktober, bestimmt weiß ich, daß es an einem Sonntagabend gewesen ist.

Ich wurde etwa zwei bis drei Stunden lang hinter die Schützenlinie auf einen Biwakplatz geführt und dort an einem Baum angebunden. Auf dem Marsche dorthin wurde ich von einem feindlichen Soldaten zweimal mit dem Gewehrkolben in den Rücken gestoßen.

Am Montag Vormittag etwa gegen 8 oder 9 Uhr wurde ich von dem Baume wieder losgebunden.

Hier wurde die Vernehmung unterbrochen, weil Callies hohes Fieber hatte und von einer weiteren Anstrengung eine Verschlimmerung seines Zustandes zu befürchten war. Bei seiner Vernehmung am 4. Dezember führt er dann in seiner Schilderung wie folgt fort:

Nachdem ich von dem Baum losgebunden worden war, wurde ich zu einer Gruppe höherer Offiziere geführt. Einer von ihnen, der fließend Deutsch sprach, fragte mich danach aus, wo die Stellung unserer schweren Artillerie sei, wo der Generalstab stehe, wo Schützenlinien seien, was für Truppen vorhanden seien und wo die Munitionskolonnen sich befänden. Ich gab über alle Fragen Auskunft, indem ich irgend etwas erfand, da ich das, was ich ausgefragt wurde, nicht wußte. Wenn ich etwas wußte, sagte ich nicht die Wahrheit.

Nach Beendigung des Verhörs wurde mir auf Befehl eines Fliegeroffiziers durch zwei Soldaten, die zu meiner Bewachung befehligt waren, der Waffenrock ausgezogen. Weswegen das geschah, konnte ich mir nicht denken. Ich habe den Waffenrock nie wieder zu sehen bekommen. Ich wurde in Begleitung des Fliegeroffiziers nach dem Flugplatz geführt; dort mußte ich mit dem Fliegeroffizier den Flugapparat besteigen. Vorher hatte mir der Offizier auf einer Skizze die Orte erst bezeichnet, durch die er fahren wollte, und hatte mir befohlen, ihm die Truppen, die an diesen Orten ständen, zu verrathen.

Wir waren etwa vier bis fünf Stunden in der Luft, und zwar in einer Höhe von 2200 bis 2500 Meter; das konnte ich von einem Höhenmesser, der in dem Flugapparat angebracht war, mit Genauigkeit ablesen. Es war bitter kalt, und es herrschte ein scharfer schneidender Luftzug. Der Fliegeroffizier war mit voller Uniform, Pelz und Ledermantel bekleidet und hatte außerdem Mund- und Augenschutz. Ich trug die volle Fußbekleidung, Hose und Unterhose, zwei baumwollene Eigenthumshemden und eine rothe wollene Jacke. Ich fror entsetzlich und empfand Stiche in der linken Seite und Brust und die Augen schmerzten stark.

Zu essen bekam ich während meiner Gefangenschaft täglich etwa ein halbes Pfund Brot nach der Landung. Zu trinken bekam ich überhaupt nichts. Ich litt stark an Durst, und die Nahrung war ungenügend.

Versuche, meine Lage durch Bitten zu verbessern, schlugen fehl. Jedesmal, wenn ich etwas sagen wollte, wurde ich angefahren, ich sollte schweigen und nur antworten, wenn ich gefragt würde.

Ich erkrankte, wahrscheinlich infolge der mir widerfahrenen harten Behandlung, an Rippenfellentzündung, Lungenkatarrh und an rheumatischen Schmerzen am ganzen Körper. Heute bin ich das erstemal wieder auf. Ich empfinde aber noch rheumatische Schmerzen und Stiche auf der Brust.

Der Arzt sagt, es würde ungefähr noch drei Monate dauern, bis ich wiederhergestellt wäre.

Militär-Untaugliche werden gekapert.

Das Alter schützt nicht.

Männer zwischen 60 und 70 Jahren in Brest gefangen genommen.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, als ob Deutschlands Feinde nur die nach Deutschland heimkehrenden deutschen Reichsangehörigen von den Schiffen weg in Gefangenschaft führen, während die Ausreise von Deutschland nach Uebersee weniger gefährlich sei. Diese Ansicht ist unrichtig. Es sind Fälle bekannt, in denen notorisch militärfreie Deutsche, selbst alte Herren von 60 bis 70 Jahren, die im Ausland lebten und wieder dorthin zurückkehren wollten, von den Franzosen oder Engländern gefangen genommen wurden. In England ist, oft erst nach vielen Wochen, Austausch erfolgt, in Frankreich bietet dagegen die Wiederbefreiung außergewöhnliche Schwierigkeiten.

Zum Beweis hierfür veröffentlicht die „Frankfurter Zeitung" nachstehenden Brief:

Schiff Tubantia, 9. November.

Meine geliebten Jungen!

Nun haben wir auch dem schrecklichen Kriege unsere Opfer bringen müssen. Denkt Euch nur, gestern ist der gute Papa in Brest mit noch 24 anderen Deutschen, alle militäruntauglich und Männer von 60 und 70 Jahren darunter, von den Franzosen gefangen genommen. Ihr kennt Euch nicht denken, wie Ilse und mir zu Muthe ist; alles dünkt uns noch ein böser Traum. Wie viel leichter würde sich alles ertragen lassen, wenn wir in der Heimath wären, aber in der Fremde unter feindlich gesinnten Menschen ist es zu schrecklich. Wie wird es dem Papa ergehen, gebe nur Gott, daß er gesund bleibt. Ich habe keine Hoffnung, daß wir ihn vor Beendigung des Krieges wiedersehen. Ich werde natürlich alle nur möglichen Hebel in Rio in Bewegung setzen, werde zum deutschen und zum amerikanischen Gesandten gehen, aber ich fürchte, es wird nutzlos sein. Wer hätte geglaubt, daß uns noch etwas passiren würde, nachdem wir unbehelligt an England vorbeigekommen und sogar in Folkestone Passagiere an Bord genommen hatten. Am Donnerstag, den 6. hielt uns auf offener See ein französischer Kreuzer an und es kamen Offiziere an Bord, um sich die Pässe zeigen zu lassen. Darauf wurde die „Tubantia", von einem Torpedoboot begleitet, nach Brest, an dem wir schon ein ganzes Stück vorbei waren, gebracht. Dort lagen wir fast volle zwei Tage in der schrecklichen Aufregung, was passiren würde, bis dann gestern Mittag die furchtbare Gewißheit kam. Aber keiner der Ausländer hat von uns deutschen Frauen eine Thräne gesehen, als unsere Männer und Väter unter militärischer Bewachung davonfuhren den Triumph wollten wir ihnen nicht gönnen, aber innerlich haben wir die Strafe Gottes auf Frankreich herabgewünscht. Einer von den festgenommenen Stewards rief sogar „Hoch Deutschland"; nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Wäret Ihr wenigstens bei mir, meine Jungen! Vielleicht kehre ich von Rio aus zurück. Seid nur fleißig und brav, wir brauchen jetzt mehr denn je tüchtige Menschen im geliebten Vaterlande.

Ilse und ich senden Euch viele herzliche Grüße und Küsse

Eure tieftraurige Mutter".

Möge dieses Schreiben Anderen zur Warnung dienen!

Ein englisches Hoch auf die „Emden". Ein schwedischer Entdeckungsreisender, der kürzlich von einer Forschungsreise nach Ostasien zurückgekehrt ist, erzählt von der „Emden", daß ein norwegischer Seekapitän ihm erzählt hätte, wie er von dem Kreuzer benutzt wurde. Der Kommandant Kapitän v. Müller kam selbst an Bord des norwegischen Schiffes und wollte Proviant kaufen. Den bekam er. v. Müller, der während der ganzen Zeit angenehm und fein in seinem Auftreten war, fragte nun, ob der Norweger einige gefangene Engländer von einem Fahrzeug, das die „Emden" versenkt hatte, mit sich nehmen wollte. Da diese Nichtkombattanten waren, antwortete der norwegische Kapitän: „Ja, wenn sie den gewöhnlichen Fahrpreis zahlen." v. Müller bezahlte, und nun kam eine ganze Schaar Engländer an Bord. Sie waren alle in gemüthlicher Stimmung. „Das deutsche Bier gefällt ihnen," lächelte v. Müller. Und als die „Emden" davondampfte, stellten sich alle die früheren Kriegsgefangenen an die Reelings und brachten der „Emden" ein dreifaches Hoch aus.

— Der „Frankfurter Ztg." wird Mitte November aus Stockholm gemeldet: Aus den warmherzigen Worten, die die gesammte Presse Schwedens für das Schicksal der Emden findet, sei der Nachruf des Aftonbladet hervorgehoben. Es heißt darin: